

Matthias Zschokke

Warum ich in Berlin lebe

Ich kenne keine andere Stadt, also lebe ich gern in dieser. Sie blendet nicht mit Schönheit, lenkt nicht ab mit Reizen – eine öde, traurige Allerweltsstadt. Sie hat und gibt kein Profil. Wie vieles, das groß ist, hat sie ein schwaches Selbstwertgefühl. Was hier entsteht, davon hält sie wenig. Man sagt, sie werde genutzt als Durchlauferhitzer für allerlei Karrieren: man könne hier etwas werden, um es woanders zu sein. Wer in Berlin lebt, versteht das Interesse anderer an der Stadt nicht; auch die anderen verstehen ihr Interesse daran nicht – es gehört sich einfach, Interesse an Berlin zu haben, wo man auf Schritt und Tritt nur den Kopf schütteln kann über soviel Ungeschick und Linkischkeit auf allen Gebieten. Kein Mensch kommt hier in Versuchung, stolz oder hochmütig zu werden; man geht nüchtern durch die Tage, gewöhnt, dem Mißlingen, dem Scheitern bei deren täglichem Geschäft zuzuschauen; das hilft einem, an sich selbst nicht zu verzweifeln, der man doch auch nur so einer ist, der sich vergeblich müht. Hält man eines Tages nicht mehr aus, daß es hier ist wie überall, dann zieht man fort.

Warum haben Bräker, Keller, Walser, Frisch und andere eine Zeitlang hier gelebt? Was hat sie hergeführt, warum sind sie geblieben, warum sind sie wieder gegangen? Diese Frage wird hin und wieder in literarischen Kreisen gestellt. Ob Antworten darauf gefunden werden, weiß ich nicht; ich verkehre nicht in literarischen Kreisen.

Warum kommen wir auf die Welt, warum verlassen wir sie wieder? Nicht, daß Berlin die Welt wäre, aber die Frage, warum jemand wo lebt, ist möglicherweise ebenso wenig zu beantworten wie die Frage, warum er überhaupt lebt. Wenn einer beginnt, die Reize des Ortes aufzuzählen, an dem er sein Leben fristet, gerät er bald in ähnlich verzweifelte Nöte, wie wenn er versucht, die Gründe aufzuzählen, warum er überhaupt sein Leben fristet. Ich möchte nicht darüber ins Grübeln geraten, sonst werde ich noch traurig, wo ich nicht bin.

Interessant ist es in der Tat, daß viele Schriftsteller aus der deutschsprachigen Schweiz einen wichtigen Teil ihres künstlerischen Schaffens in Berlin hervorgebracht haben. Ein Grund dafür könnte sein, daß sie sich nicht besonders gut in anderen Sprachen auszudrücken vermochten; es gibt durchaus auch Schweizer, die sich mit Fremdsprachen schwertun. Wie gern wären sie möglicherweise nach Barcelona, Kairo, Rom, Paris oder London gezogen; nur eben: wie schlägt man sich dort durch, wenn man nicht zu jener Spezies Mensch gehört, die ihren Selbstwert in polyglottem Vorwitz findet? Eine logische Erklärung, warum die Genannten nicht zu unserer polyglotten guten Gesellschaft gehört haben könnten, wäre überdies: Wer dichten will, entscheidet sich für eine Sprache, in die er sich mit Haut und Haar hineinbegibt, der er vertraut, in der er sich installiert. Gewitzt sein und geistreich reden kann man vielleicht in mehreren Sprachen, dichten wohl nur in einer einzigen. Ich könnte mir vorstellen, daß die erwähnten Schweizer eine große Liebe zur deutschen Sprache hegten, zur deutschen Dichtung, zum Deutschen ganz allgemein, zum Wetter da, zum Denken, zum Fühlen – wobei in dieser Liebe selbstverständlich der Haß mitenthalten ist und daß sie oft unerwidert bleibt, der Kummer etc., doch darüber will ich im einzelnen nicht spekulieren.

Berlin ist eine desinteressierte Stadt. Sie schafft keine großen Leute. Hin und wieder leistet sie sich eine Lokalgröße, Lieblinge wie den Sänger Käsebiel vom Kurfürstendamm, die während einer oder zwei Saisons ihre exotischen Blüten hier entfalten dürfen, um dann tragisch verduften zu müssen – das reicht der Stadt für ihr Selbstverständnis; sie ist einfachen Gemüts, geprägt vom berühmten kleinsten gemeinsamen Nenner.

Warum also gerade Berlin, wo doch hier selbst der Gescheiteste in der dumpfen Ignoranz untergeht? Warum nicht Hamburg oder Frankfurt, wenn es denn eine deutsche Stadt sein sollte? – Vielleicht, weil Berlin von Anfang an aus allen Nähten geplatzt war wie heute die meisten größeren Städte. Alles, was die Schweiz zu viel an Geborgenheit, Geschlossenheit, Einheitlichkeit bot, fehlte und fehlt hier. Berlin hat keine Identität, ist keine Stadt; es ist eine Aneinanderreihung von Straßen und Plätzen, verbunden mit Bahnen und Bussen; es gibt kein Zentrum, keine alteingesessenen Berliner, kein Bürgertum, keine Zünfte, Traditionen, Familien – die Stadt war nie mit Zürich oder Bern zu ver-

gleichen, auch nie mit Hamburg oder Frankfurt; sie war ein schnell zusammengeschustertes Ding ohne Geschichte, ohne Entwicklung – gestern noch ein paar Dörfer auf sumpfigem, magerem, märkischem Boden, heute eine Metropole. Und dahin zog es vielleicht die schweizerdeutschen Dichter, wenn es sie denn überhaupt von zu Hause wegzog: an einen Ort ohne Form und Norm, einen Ort, wo alles möglich und nichts wirklich ist, einen Ort mit den Vor- und Nachteilen einer Stadt, ohne Stadt zu sein, ohne von ihren Einwohnern eine Identifikation mit sich zu fordern, da sie keine Identität hat, und ohne sich über ihre Einwohner zu definieren, da sie kein Bedürfnis nach Definition hat. Ob der Einzelne es auf seinem Gebiet schaffen wird oder nicht, das ist in Berlin vollkommen gleichgültig, denn der Einzelne wird hier nicht zur Kenntnis genommen. Ebenso wie man ankommt, wird man auch wieder abreisen: fremd – eine wehmütig romantische Erkenntnis, die jeden hier irgendwann anspringt; man zählt nicht, auch nicht hinterher, denn nicht einmal posthum reagiert Berlin auf seine Bewohner. Es ist leicht vorstellbar, daß hier bis heute keine Gedenktafeln an Bräker, Keller, Walser oder Frisch erinnern (soviel ich weiß, hängt an einer Fassade in der Stadtmitte etwas unsäglich Verkommenes – mit Sicherheit entspricht es nicht dem Stellenwert, den der betreffende Autor innerhalb der Literaturgeschichte einnimmt) – nein, es ist egal, ob jemand hier war, ist, sein wird oder nicht. Und das war und ist befreiend für jeden. Man lebt oder lebt nicht, wird berühmt oder wird nicht berühmt – Berlin ist es egal. Das macht das Leben einfach, den Alltag erträglich, den jeder nun einmal auszuhalten hat, und sei er noch so begabt. Berlin ignoriert alles, also bleibt auch die Anstrengung herauszuragen unerkannt, weswegen man bald parterre geht wie alle und froh ist darum, sich so gehen lassen zu dürfen.

Das weiß jedoch niemand im voraus, und insofern bleibt die Frage offen: Warum kamen Bräker, Keller, Walser und Frisch nach Berlin, warum lebten sie hier, warum gingen sie wieder? Ich weiß es nicht. Es ist eine öde, mißglückte Ansammlung von Häusern, in der einer gerade mal für sich selbst gelassen und genommen wird – ist sie eine große Frau, ist er ein großer Mann, die über, unter oder neben uns wohnen, sollen sie glücklicher werden mit sich; sind sie klein, ebenfalls; es kümmert sich keiner darum, und das ist wohltuend; Berlin kennt keine Verehrung, keine Achtung; dadurch fällt es jedem nur halb so schwer, ungeehrt, geduzt und unbeachtet sein Dasein zu fristen – weil hier eben jeder auch nur so einer ist; und wem das nicht mehr schmeckt, der kann gehen, es hindert ihn keiner ... Und da alle empfindlicher werden mit dem Alter, werden die genannten Schweizer wohl alle eines Tages ihre Zelte hier abgebrochen haben, weil sie die Schnodderigkeit, in der mit ihnen umgesprungen wurde, nicht länger ertragen – so wie sie aus dem selben Grund auch im Leben eines Tages ihre Zelte abgebrochen haben ... Darum lebe ich gern in Berlin: es erinnert mich täglich ans Leben.

[1998]